

C. M. EWAN
Die Fremden
Nimm niemanden mit

C. M. Ewan

DIE FREMDEN

NIMM NIEMANDEN MIT

Thriller

Deutsch von Bettina Spangler

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel
»Strangers In The Car« (Hardcover) und »One Wrong Turn«
(Paperback) bei Macmillan, ein Imprint von Pan Macmillan, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2026

Copyright der Originalausgabe © 2024 by C. M. Ewan

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2026 by
Blanvalet in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Susann Rehlein

Umschlaggestaltung und -motiv: © Johannes Wiebel | punchdesign,
unter Verwendung von Motiven von stock.adobe.com (artrachen,
banphote, faestock, Africa Studio, Marco Warm, Sarawut) und
shutterstock.com (freelanceartist)

JaB · Herstellung: CS

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-0957-6

www.blanvalet.de

*Für Jo, Jess und Jack.
Meine liebsten Autofahrten sind die mit euch.*

Samstagmorgen

10:56 Uhr

Kaum stießen sie rückwärts aus der Parklücke des Hotelparkplatzes, überkam Samantha Clarke das Gefühl, dass etwas nicht stimmte.

Es kam nicht gerade überraschend. Schon seit Wochen war sie mit den Nerven am Ende, wurde schnell zittrig und unruhig. Anlässe zur Besorgnis hatte es zur Genüge gegeben. Manche deutlich und unmissverständlich, andere hatten sich so subtil und schleichend gezeigt, dass sie ihr um ein Haar entgangen wären.

Und jetzt? Was genau beunruhigte sie eigentlich?

Samantha sah zu Paul hinüber, der frisch geduscht und rasiert auf dem Fahrersitz saß, umgeben von einer Wolke Deo, mit dem er es übertrieben hatte (in dem kläglichen Versuch, den Stress-und-Angst-Dunst zu überdecken, den er ausströmte). Er trug seinen typischen Daddy-Look, bestehend aus Reißverschlusspulli über blauem Oxfordhemd, dazu eine dunkle Hose und schwarze Lederschuhe. Wenn man nicht allzu genau hinsah, machte er fast einen normalen Eindruck, beinahe wie der Paul von früher. Nur die Rötungen am Hals vom zu hastigen Rasieren, die tiefen Augenringe und der angespannte, abwesende Gesichtsausdruck verrieten ihn.

Doch nichts von diesen Äußerlichkeiten triggerte Samanthas Instinkt. Also konnte es nicht an Paul liegen.

Dann war es vielleicht etwas an Lila?

Samantha zog sich die Brust zusammen, als sie sich zum Rücksitz umdrehte, wo ihre kleine Tochter in ihrer Babyschale saß.

Ach was, mit Lila war alles in Ordnung, die gluckste glücklich und zufrieden vor sich hin, strampelte in ihrem zitronengelben Einteiler mit den Beinchen und streckte ihre winzigen Fäuste nach den funkelnden Lichtreflexen aus, die von dem kleinen kreisrunden Spiegel an der Rückseite der Kopfstütze produziert wurden, in dem sich die Wintersonne fing.

Aber dass etwas nicht stimmte, war nicht zu bestreiten. Da war dieses leise Summen der Beunruhigung, das nagende Bewusstsein, dass irgendetwas nicht war, wie es sein sollte. Nur ließ sich eben schwer sagen, was genau es war.

Moment, gleich hatte sie es. Es war ...

»Die Wickeltasche!«

Paul trat jäh auf die Bremse. »Was ist damit?«

»Wir haben Lilas Wickeltasche im Hotelzimmer vergessen, oder hast du sie in den Kofferraum gepackt?«

Paul verzog das Gesicht. Er wirkte blass, und auf seiner Unterlippe hatte sich eine Blutblase gebildet. Offenbar hatte er zu fest darauf herumgekauert. Seine Brille saß schief, und ein Glas war verschmiert.

»Hast du sie nicht mitgenommen?«, fragte er.

»Nein, leider.«

Paul kniff die Augen zu und schluckte. Er sah aus, als müsste er gegen Übelkeit ankämpfen. Dann schlug er die Lider wieder auf und sah sich nach allen Seiten um, spähte durch die Windschutzscheibe und in den Rückspiegel, bevor er seufzend den Sicherheitsgurt löste und die Tür aufmachte.

»Ich gehe sie holen«, sagte er entnervt.

»Sollen wir mitkommen?«

Ein kurzer gequälter Blick zu Lila, dann schüttelte Paul den Kopf. Doch als er aus dem Wagen stieg und die Entfernung

zum Hoteleingang abschätzte, schien Unwille ihn zu packen. Eine Weile stand er wie versteinert da, wie jemand, der auf eine Landmine tritt und das tödliche Klicken registriert.

»Paul?«

»Alles gut«, versicherte er ihr in einem Tonfall, der das Gegenteil ausdrückte. »Verriegle die Türen von innen. Und drück auf die Hupe, falls sich irgendjemand nähern sollte. Ich mache so schnell ich kann, versprochen.«

1

»Das gefällt mir nicht.«

Es war spät am Samstagabend, um uns herum nur Dunkelheit und dichter Nebel. Die Sicht war gelinde gesagt miserabel, die Fahrbedingungen denkbar schlecht. Die Straße aus Fowey hinaus war schmal und nicht beleuchtet.

Mein Partner Ben aber verstand mich falsch – oder er verstand mich nur zu gut, wer weiß.

»Das gehört nun mal zu meinem Job, Abi«, murmelte er. »Ich kann unmöglich Nein zu so was sagen. Das weißt du genau.«

Nur fürs Protokoll: Natürlich hätte er ablehnen können. Er hätte so mühelos Nein sagen können, wie er Nein zu unserem Wochenendtrip gesagt hatte, den wir jetzt abkürzten.

Das Ding war nur, dass ich ihm das garantiert nicht aufs Brot schmieren würde, denn dann hätten wir doch noch den Mordskrach, den wir so krampfhaft vermieden, seit er am Morgen den Anruf von einem Partner der Anwaltskanzlei entgegengenommen hatte. Erst hatte er noch so tun wollen, als wäre nichts, aber eine halbe Stunde später, als wir im Spa-Bereich des Hotels unsere Beine in den Pool baumeln ließen, hatte er es doch zugegeben.

»Du hättest Nein sagen können«, sagte ich jetzt zu ihm.

Ben stöhnte auf und schlug mit dem Hinterkopf frustriert gegen seine Kopfstütze.

Krampfhaft hielt ich das Lenkrad fest, während ich durch die Windschutzscheibe hinaus in die nasskalte Dunkelheit

starrte. Wir befanden uns auf einem etwas steileren Straßensegment, aber ob wir den höchsten Punkt bald überwunden hätten, konnte ich nicht erkennen. Der Motor meines VW Polo, der schon einige Jahre auf dem Buckel hatte, jaulte so durchdringend, dass das Lenkrad in meinen Händen vibrierte.

Ich hatte das Auto von meinen Großeltern geerbt. Grandpa war vor fünf Jahren gestorben, und meine Granny litt an Alzheimer und lebte in einem Pflegeheim. Und obwohl es gerade mit Ach und Krach den TÜV bestanden hatte und ich erst letzten Winter Geld für neue Reifen in die Hand genommen hatte, fuhr ich in dem ständigen Bewusstsein, dass der nächste größere Schaden wahrscheinlich das Ende wäre und dass ich mir abgesehen davon nicht einmal die kleinsten Reparaturen leisten könnte.

»Wollen wir jetzt wirklich streiten?«, fragte Ben gereizt.

Ich sah ihn ganz bewusst nicht an, denn mir war klar, was ich zu sehen bekäme. Eine zutiefst verletzte Miene. Vorge-täuschte Verwunderung.

Ben war brillant in der Rolle des unschuldigen Opfers. Er war neunundzwanzig, genauso alt wie ich, sah aber wesentlich jünger aus mit seinen zerstrubbelten Haaren, dem rasierten Gesicht und dem edlen Outfit. Heute trug er einen grauen Hoodie mit Logo über einer braunen Chino, dazu eher elegante Sneakers.

»Ich benenne nur das Offensichtliche«, entgegnete ich bissig.

»Ich fasse es nicht.«

Das alles war nicht neu. Wir hatten das Thema schon tausendmal durchgekauft. Manchmal ganz ruhig und besonnen, andere Male auch laut. Aber alles Streiten hatte nichts geändert. Und langsam kam ich zu dem Schluss, dass sich auch nie etwas ändern würde. Es würde sie immer geben, diese kurzfristigen Anrufe aus dem Büro, abgebrochene Wochenendtrips, durchkreuzte Pläne. Lange Zeit hatte ich mich wirklich be-

müht, mich damit abzufinden, aber inzwischen war ich mir nicht mehr sicher, ob ich das noch länger konnte.

»Was soll ich deiner Meinung nach denn tun, Abi? Willst du von mir hören, dass mir meine Karriere nicht wichtig ist? Sorry, aber sie ist mir wichtig. Immerhin geht es um unsere Zukunft.«

»Unsere Zukunft hängt also davon ab, dass du morgen im Büro antanzst?«

»Ja!«

»Und dass du bei jeder Gelegenheit deinen Laptop rausholst und den ganzen Nachmittag lang arbeitest, unseren Urlaub abbrichst ...«

»Es geht um ein *Wochenende*. Jetzt übertreib mal nicht. Das hier war ein Kurztrip nach Cornwall, mehr nicht. Und wenn ich karrieretechnisch vorwärtskommen will, muss ich zur Verfügung stehen, wenn mein Arbeitgeber mich braucht. Die Partner achten sehr darauf, ob jemand Bereitschaft zeigt. Das weißt du genau. Und bei diesem Deal stehen wir zeitlich extrem unter Druck. Ich muss diesen Vertrag bis Montag fertig haben, da führt kein Weg dran vorbei.«

Ich zählte still bis zehn und umfasste das Lenkrad ein wenig fester. Wir mussten oben auf der Anhöhe angekommen sein, denn jetzt fiel die Straße steil ab und führte uns geradewegs hinein in eine noch dichtere Nebelsuppe. Die feuchten Schwaden drängten von allen Seiten auf uns ein. Unwillkürlich musste ich an unser kleines Badezimmer denken, wenn Ben mal wieder lange und heiß geduscht hatte.

Ich schaltete das Fernlicht ein, aber bei voll aufgeblendeten Scheinwerfern wirkte der Nebel sogar noch undurchdringlicher. Also blendete ich wieder ab.

Sollten wir nicht eigentlich längst an unserer Abzweigung sein?

Wassertropfen sprenkelten die Windschutzscheibe, und die Wischerblätter des Scheibenwischers bewegten sich rhythmisch quietschend hin und her. Ich rieb mir die brennenden Augen und fischte das Fenstertuch aus dem Seitenfach in der Tür, befreite die Innenseite der Scheibe von Kondenswasser, das sich von den Ecken her immer weiter ausbreitete. Ich spürte, wie die Kälte von draußen das Glas durchdrang und meine Finger klamm werden ließ. Die Anzeige am Armaturenbrett verriet mir, dass die nächtliche Außentemperatur bei gerade einmal zwei Grad Celsius lag.

Mein Magen krampfte sich zusammen. Mir war speiübel.

»Was für ein Irrsinn«, murmelte ich. »Wir hätten auf diese Verkehrsmeldung hören sollen, die von unnötigen Fahrten abriet.«

Während wir in unserem Hotelzimmer in Fowey unsere Sachen gepackt hatten, hatten wir auf dem Lokalsender gerade noch das Ende der Verkehrsmeldung mitbekommen. Der tief hängende Küstennebel hatte sich gegen die Fensterscheiben gedrängt. Die Polizei riet von Autofahrten ab, sofern sie nicht zwingend nötig waren. Und tatsächlich waren wir seit unserem Aufbruch keinem anderen Fahrzeug begegnet. Der Großteil der Leute hatte diesen Rat also beherzigt.

»Du hast die Rezeptionistin doch gehört. Hinter Par klart es auf.«

Ich hatte die Rezeptionistin gehört, ja. Ben hatte ein Riesentamtam veranstaltet und sie um ihren Rat gebeten, bevor wir losfuhren. Sie war jung und hübsch. Vielleicht siebzehn, höchstens achtzehn. Sie hatte ihre langen Haare über die Schulter zurückgeworfen und uns erklärt, dass sie vor gerade mal einer Stunde über Par zur Arbeit gefahren war. Der Nebel sei halb so wild gewesen. Um auf dieser Strecke zu fahren, müssten wir uns nur bei der ersten Abzweigung links halten. Auf der von

ihr empfohlenen Route würde unsere Fahrt zwar etwas länger dauern, wäre aber frei von Nebel.

»Wie weit ist es noch bis zu diesem Abzweig?«, fragte ich.

»Lass mich nachsehen.« Ben beugte sich vor und zoomte auf dem Display des in die Mittelkonsole integrierten Satellitennavis. »Mist«, sagte er und drehte sich nach hinten um. Nicht dass er durch die Heckscheibe mehr sehen konnte als durch die Windschutzscheibe.

»Was ist?«, fragte ich besorgt.

»Wir haben die Abzweigung verpasst.«

»Ist das dein Ernst?«

»Ja. Ist schon eine Weile her, fürchte ich.«

»Wie kann das denn sein?«

»Die Lautstärke am Navi war runtergedreht. Ich hab jetzt lauter gemacht, aber als wir uns vorhin gestritten haben, haben wir wahrscheinlich ...«

»Ben!«

Mein Blick zuckte zum Navi. Uns stand eine endlos dahinmäandernde Landstraße bevor.

»Was machen wir jetzt?«, fragte ich.

»Liegt ganz bei dir, ob du umkehren willst oder nicht.«

Ich starrte in die Nebelschwaden und spürte Panik in mir aufsteigen. Wir hatten unsere Abzweigung verpasst. Die Sicht war auf wenige Meter beschränkt, die Straße, die wir eigentlich hatten vermeiden wollen, war extrem schmal und zu beiden Seiten von hohen Hecken gesäumt. Erst gestern waren wir auf diesem Weg aus der Gegenrichtung gekommen, aber selbst bei guter Sicht war die Fahrt eine haarige Angelegenheit gewesen.

»Ich glaube nicht, dass ich hier wenden kann.«

»Und bis zur Abzweigung rückwärtsfahren geht auch nicht.«

»Ganz toll, danke für die Info, Ben.«

»Hey, wenigstens geht es auf diesem Weg schneller.«

»Ja, wenn ich nicht mit irgendwas zusammenkrache«, murmelte ich.

»Komm schon, so schlimm ist das doch nicht.« Er streckte die Hand aus, um mir das Fenstertuch abzunehmen, und wischte seine Seite der Scheibe sauber. »Bald sind wir wieder auf größeren Straßen unterwegs, und dieser Nebel wird sich ja irgendwann verziehen.« Es folgte eine kurze Stille. »Ich kann auch fahren, wenn du willst.«

»Der war gut.«

Weil Ben nämlich gar nicht fahren konnte. Oder es zumindest von Gesetzes wegen nicht durfte. Nachdem er vor knapp zwei Monaten zum zweiten Mal durch die Fahrprüfung geraselt war, war er nicht mehr dazu gekommen, sich noch einmal anzumelden, hatte behauptet, in der Arbeit zu stark eingespannt zu sein. Aber insgeheim war ich überzeugt, dass ihm peinlich war, dass er dauernd durchfiel. Zumal ich gleich beim ersten Mal bestanden hatte. Ich selbst hatte ihm genau eine Fahrstunde gegeben. Dabei hatten wir uns dermaßen gezoft, dass wir es danach lieber gelassen hatten.

Normalerweise war der fehlende Führerschein kein Problem. Ben ging sowieso meistens zu Fuß oder joggte zur Arbeit und wieder zurück, und wenn wir aus Bristol rausfahren, ließ er sich von mir kutschieren, besonders in letzter Zeit, weil ich gerade nicht arbeitete. Und in der Regel war mir das auch sehr recht. Ich war noch nie eine begeisterte Beifahrerin gewesen. Lieber saß ich selbst am Steuer – sowohl im Auto als auch sonst im Leben.

Heute Abend aber war das anders, ich spürte deutlich den Ernst der Lage. Nicht so sehr wegen dieses grässlichen Nebels und der vorgerückten Stunde, und auch nicht wegen der spon-

tanen Planänderung. Nein, ich wollte einfach nur zurück in dieses Bett in unserem Hotelzimmer, mir die Decke über den Kopf ziehen und auf Bens Schlafgeräusche lauschen.

»Alles okay bei dir?«, fragte Ben.

»Alles bestens, ja.«

»Wirklich? Bist du nicht heimlich stinksauer auf mich, weil ich morgen arbeite?«

»Ben, bitte. Ich muss mich auf die Straße konzentrieren.«

»Okay, okay, ich hör ja schon auf. Aber kann ich noch schnell ein Danke loswerden?«

Ich runzelte die Stirn. »Wofür denn?«

»Dafür, dass du damit gewartet hast, mir den Kopf abzureißen, bis wir im Auto sitzen. Ich hab zwar ein paar Podcasts rausgesucht, ein bisschen Musik, aber ich war mir nicht sicher, ob das als Unterhaltungsprogramm die ganze Fahrt reichen würde.«

Jetzt war ich es, die entnervt aufstöhnte. »Du bist so ein Arsch.«

»Aber du liebst mich, gib's zu. Und ich liebe dich. Außerdem ist das ein Sonntag von vielen, die wir dann aber zusammen verbringen werden.«

Mir war sonnenklar, dass ich es dabei hätte belassen sollen. Wir hätten die Sache einfach vergessen sollen, das Thema abhaken. Aber ich spürte, wie sich die Tränen in mir anstauten.

»Nein«, knurrte ich. »Es ist *wieder mal* ein verlorener Sonntag.«

»Abi ...«

»Ist doch so!« Ich warf ihm einen raschen Seitenblick zu und spürte, wie mein Herz einen Riss bekam. Denn so wie er mich ansah, kapierte er es wirklich nicht. »Ich muss wissen, dass du für mich da bist, wenn ich dich brauche. Ich will mich auf dich verlassen können.«

»Aber ich bin doch für dich da.«

»Nein, bist du eben nicht. Nicht richtig jedenfalls. Heute hätte ich dich gebraucht, aber du ...«

Ich verstummte, unsicher, ob ich sagen sollte, was dringend ausgesprochen werden musste. Allerdings war mir auch bewusst, dass jetzt vielleicht nicht der optimale Zeitpunkt war.

»Was hättest du denn gebraucht, Abi? Sag es mir ...«

Doch als Ben den Blick auf die Windschutzscheibe richtete, machte er große Augen und riss erschrocken die Arme hoch.

»Pass auf!«, hörte ich ihn schreien.

2

Mitten auf der nebligen Fahrbahn stand eine Gestalt und wedelte mit hoherhobenem Arm mit einer Taschenlampe.

Mit einem panischen Schrei trat ich auf die Bremse, riss das Lenkrad nach rechts und sah hilflos zu, wie der Mann uns gefährlich nahe kam, während die Federung des Wagens in die Knie ging und wir auf dem rutschigen Asphalt unweigerlich auf ihn zuschlitterten.

Er war groß und hatte ein markantes Äußeres, wirkte gepflegt und ordentlich gekleidet in seinem triefnassen braunen Regenmantel über dunkler Hose und Lederschuhen. Seine hellen Haare klebten ihm nass am Schädel, und sein bleiches Gesicht glänzte feucht, als das grelle Scheinwerferlicht sein Gesicht erfasste.

Er sah nach einem Stadtbewohner aus, der eigentlich an einen Bahnsteig im Speckgürtel von London gehörte und auf unerklärliche Weise mitten auf einer Landstraße vor meinem Auto gelandet war.

Für einen Sekundenbruchteil stand er wie versteinert da, ohne die Taschenlampe herunterzunehmen, und die Gläser seiner Brille reflektierten das Scheinwerferlicht. Dann fasste er sich und sprang aus dem Weg, auf die hoch aufragende Hecke am Straßenrand zu.

Ich hatte keine große Hoffnung, dass er es rechtzeitig schaffen würde. Eigentlich war ich mir fast sicher, dass wir ihn jeden Moment überrollen würden.

Dann aber fanden die Reifen plötzlich Haftung, und wir scherten im letzten Moment nach rechts aus und gerieten heftig ins Schlingern, als ich das Lenkrad wieder in die Gegenrichtung drehte. Wir rutschten ungebremst auf die nebelverhangene Hecke auf der anderen Straßenseite zu, bevor der Wagen noch einen Schlenker tat und sich wieder gerade ausrichtete.

»Haben wir ihn erwischt?«, entfuhr es Ben.

»Nein, aber ich glaube, das war echt knapp.«

»Siehst du ihn irgendwo?«

Ich sah in den Rückspiegel. Das Herz klopfte mir bis zum Hals.

Der Mann war bereits wieder auf die Straße getreten und stand jetzt seitwärts in den Nebelschwaden. Er sah uns hinterher, die Taschenlampe auf seine Schuhe gerichtet.

»Ich sehe ihn noch schemenhaft, aber ich bleibe garantiert nicht stehen«, sagte ich zu Ben.

»Es sah aber so aus, als bräuchte er Hilfe.«

»Vergiss es. Wir sind hier mitten im Nirgendwo. Da halte ich garantiert nicht für einen Fremden an.«

Bens Schweigen verriet mir, dass er nicht einverstanden war. Als ich zu ihm hinüberspähte, war ihm alle Farbe aus dem Gesicht gewichen. Er sah aus, als stünde er unter Schock.

Mein Blick zuckte wieder zum Rückspiegel. Ich hatte ein Stechen in der Brust, und meine Schläfen pochten. Mittlerweile hatte die Dunkelheit den Mann komplett verschluckt, aber ich hatte das beunruhigende Gefühl, dass seine dunkle Silhouette trotzdem ein Loch in den Nebel riss.

Ich kaute von innen auf meiner Wange herum und fuhr mit gedrosseltem Tempo weiter. Die Dunstschwaden trieben entlang der gelben Kegel der Scheinwerfer eilig auf uns zu, prallten gegen unsere Windschutzscheibe.

»Wir sollten umkehren«, sagte Ben zähneknirschend.

»Das geht nicht. Die Straße ist viel zu schmal, um zu wenden.«

»Du könntest links ranfahren.«

»Auf gar keinen Fall, Ben. Wenn ein anderes Auto kommt, kracht es frontal in uns rein.«

Plötzlich hatte ich ein Szenario vor Augen, von einem Fahrzeug, das rückwärts in uns reinfuhr; der Polo würde dabei garantiert zusammengequetscht wie eine Ziehharmonika, und wir würden gnadenlos zerdrückt.

Ich schob den Gedanken beiseite und tauchte in den wabernden Nebel ein. Zwar plagten mich jetzt doch leichte Gewissensbisse, dass ich nicht angehalten hatte, aber was hatte sich der Mann nur dabei gedacht, sich mitten auf die Straße zu stellen?

Mein Magen krampfte sich zusammen, als ich mir überlegte, wie knapp das gewesen war. Um ein Haar hätten wir ihn überfahren! Wieder spähte ich rüber zum Beifahrersitz. Ben saß mit eingezogenem Kopf da und starrte angestrengt durch die Windschutzscheibe.

»Ähm, Abi?«

Vor uns in der Dunkelheit leuchteten Rücklichter und eine Warnblinkanlage auf.

3

Ich bremste noch mehr ab. Das Fahrzeug befand sich links von uns. Die Rücklichter waren nur schwach auszumachen und gehörten, wie es aussah, zu einem Kombi, der in einer Parkbucht stand.

Der Wagen war von dichtem Nebel umhüllt und nur schemenhaft zu erkennen. Trotzdem konnte ich jetzt sehen, dass es sich um einen roten oder rotbraunen Mercedes handelte. Die Scheiben waren getönt. Die Motorhaube stand offen.

»Sieht nach einer Panne aus«, murmelte Ben.

Meine Scheinwerfer fielen auf eine Frau mittleren Alters. Sie stand im Nebel neben der Fahrertür und sah in unsere Richtung.

Ihre schulterlangen, rötlich braunen Haare hingen feucht und durcheinander unter der Wollmütze heraus, um Hals und Kinn hatte sie sich einen dicken Schal gewickelt. Sie stand leicht vorgebeugt da, die Schultern gegen die Kälte unter dem langen Steppmantel bis zu den Ohren hochgezogen. Ihre Hände verschwanden in ihren Ärmeln, in der rechten Armbeuge hielt sie den Tragebügel einer Auto-Babyschale. Der Wetterschutz war hochgeklappt, eine Decke hing darüber, und sie zog die Schale schützend an ihren Körper, als wir uns näherten.

Für den Bruchteil einer Sekunde stellte ich Blickkontakt zu der Frau her. Ihre Miene wirkte sorgenvoll und hilflos, sodass ich schlagartig Mitleid empfand.

»Komm, halt an«, sagte Ben.

»Das können wir nicht.«

»Da vorne ist noch Platz.«

Tatsächlich schien die Parkbucht hinter dem Kombi noch weiterzugehen, und soweit ich das erkennen konnte, standen dort keine weiteren Fahrzeuge. Vielleicht war das hier bei besserem Wetter ein Aussichtspunkt oder so etwas.

»Ich fahre nicht raus, Ben.«

»Ist das dein Ernst? Wir sollten uns wenigstens erkundigen, ob alles in Ordnung ist.«

Ich löste den Blick von der Frau und gab Gas.

»Abi!«

»Was denn?«

Ben griff mir ins Lenkrad und zerrte es nach links.

»Bist du irre?«, fuhr ich ihn an.

»Jetzt fahr schon raus. Oder bleib stehen und lass mich aussteigen«, antwortete er ebenso aufgebracht. »Deine Entscheidung.«

Mir entging nicht, dass Ben es todernst meinte. Er bebte regelrecht, und sein Blick bohrte sich wütend in mich. Außerdem klammerte er sich immer noch ans Lenkrad, sodass ich Mühe hatte, geradeaus weiterzufahren.

Vielleicht war das der Anwalt in ihm. Er hatte immer schon einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn gehabt, ein starkes Verständnis für Richtig und Falsch. Das Thema Zivilcourage nahm er sehr ernst. Er hatte uns schon des Öfteren zu Müllsammelaktionen und Ähnlichem angemeldet und hatte hin und wieder ehrenamtlich bei der Obdachlosenhilfe ausgeholfen. Mir war also klar, dass er nicht lockerlassen würde.

Also steuerte ich den Wagen widerstrebend zum anderen Ende der Haltebucht und bremste scharf ab, sodass der Kies unter den Reifen knirschte. Wutschnaubend stieß ich ihn vom Lenkrad weg. Nachdem ich die Gangschaltung in den Leerlauf

bewegt hatte, zog ich die Handbremse an und sah Ben zornig an. Er aber drehte sich ungerührt auf seinem Sitz nach hinten und spähte durch die Heckscheibe nach draußen. Mein Atem ging in schnellen, kurzen Stößen.

»Das war eine richtige Scheißaktion«, fauchte ich ihn an. Ich schaltete die Warnblinkanlage ein und warf gleichzeitig einen Blick in den Rückspiegel, um nach der Frau zu sehen.

In der dichten Nebelsuppe sah sie aus wie ein Gespenst. Ich konnte erkennen, dass sie auf Zehenspitzen stand und in unsere Richtung spähte. Ihre Haltung wirkte steif und misstrauisch.

»Ben?«

Die Wischerblätter bewegten sich in der Stille quietschend hin und her. Das Radio plapperte unaufhörlich vor sich hin. Nebel und Dunkelheit drangen von allen Seiten auf uns ein.

»Können wir jetzt weiterfahren?«

»Noch nicht. Lass mich erst mit ihr reden.«

»Ist das dein Ernst?«

Er wollte schon nach der Tür greifen, als ich ihn beim Handgelenk packte. Offenbar drückte ich dabei ein wenig zu fest zu, denn er verzog das Gesicht, riss sich los und rieb sich das Handgelenk.

»Was ist mit dem Mann, den ich um ein Haar überfahren hätte?«, zischte ich.

»Der ist weit genug weg. Es dauert nicht lange.«

Ben stieg aus, bevor ich noch etwas sagen konnte. Einen angespannten Moment lang blieb ich sitzen und bemühte mich, meine Nerven unter Kontrolle zu bringen, während neblige Luft durch die geöffnete Beifahrertür in den Wagen drang wie eine eiskalte Strömung in einem Gewässer. Dann fischte ich seufzend mein Handy aus der Handtasche, stieg aus und schlang mir beide Arme um den Oberkörper, um mich vor der Feuchtigkeit und der Kälte zu schützen.

Mein Mantel lag im Kofferraum auf meinem Gepäck. Vor-erst würde der Rollkragenpulli, den ich anhatte, reichen müssen, aber ich spürte bereits, wie die eisige Luft meine Leggings und den Leinenstoff meiner abgetragenen Chucks durchdrang.

Den Motor hatte ich laufen lassen, er rührte weiter vor sich hin, während ich Ben hinterherlief. Ich liebte ihn, aber manchmal trieb mich sein Starrsinn, unbedingt das Richtige tun zu wollen, zur Weißglut.

»Guten Abend. Brauchen Sie Hilfe?«, rief Ben der Frau zu.

Sie schien unwillkürlich vor ihm zurückzuweichen, und einen flüchtigen Moment lang sah es aus, als wollte sie sich am liebsten mit dem Baby in ihrem Wagen einschließen. Sie entspannte sich erst, als ich neben Ben auftauchte und ihr zuwinkte.

»Oh«, sagte sie. »Danke, dass Sie angehalten haben.«

Sie schob sich durch den Nebel auf uns zu, wobei die Babyschale rhythmisch gegen ihren Oberschenkel schlug. Jetzt stand sie vor ihrem Auto, nur noch ein dunkler Schemen gegen den hellen Schein des Standlichts.

»Was ist passiert?«, erkundigte sich Ben.

»Ach, dieses dämliche Mietauto.« Sie hatte einen gehobenen Akzent, und ihr Mantel und ihre Lederstiefel waren bei näherem Hinsehen ganz klar Designerstücke. Ihr Haar war zerzaust und nass vom Nebel, aber auf mich machte es den Eindruck, als hätte sie teure Extensions. Außerdem war so ein Mercedes eine hochpreisige Wahl für ein Mietauto. »Gerade als wir über die Hügelkuppe fuhren, war da plötzlich dieses fürchterliche Schleifgeräusch zu hören, dann ein Knirschen, und wenig später fielen der Motor und die Servolenkung aus, und die Warnblinkanlage sprang an. Wir können von Glück sagen, dass wir es von der Straße runter in diese Parkbucht geschafft haben. Sie sind die Ersten, die vorbeikommen.«

»Soll ich mir das mal ansehen?«, bot Ben an.

»Kennen Sie sich denn mit Autos aus?«

»Nein, eigentlich nicht.«

Das war die Untertreibung des Jahrhunderts. Ich war mir nicht mal sicher, ob Ben wusste, wie man den Ölstand misst oder das Wischwasser nachfüllt. Auf keinen Fall konnte er irgendwelche Reparaturen durchführen.

»Wie wäre es mit dem Pannendienst?«, schlug ich vor. Ich hatte eigentlich kein gesteigertes Bedürfnis, mit dieser Frau zu reden, aber je schneller das Problem behoben wäre, desto schneller kämen wir weiter.

»Ich habe schon bei der Autovermietung angerufen, aber die waren keine große Hilfe. Sie schicken jemanden, aber frühestens in ein paar Stunden.« Ein Zittern ging durch sie hindurch. »Einen Ersatzwagen können sie uns erst morgen früh zur Verfügung stellen, und ein Taxi kommt bei diesem Nebel auch nicht bis hier raus. Wir fanden es zu riskant, im Wagen zu warten. Nicht dass uns ein anderes Fahrzeug rammt. Aber jetzt mache ich mir Gedanken, dass es dem Baby zu kalt werden könnte. Haben Sie vielleicht meinen Mann gesehen?« Sie ging wieder auf die Zehenspitzen und starrte in die Dunkelheit. »Er ist da langgegangen, um Hilfe zu holen.«

Ich wechselte einen schuldbewussten Blick mit Ben. Ein wenig überraschte es mich, dass ihr Mann sie bei dieser Witterung mit dem Baby allein gelassen hatte, aber vermutlich zeigte das nur, wie verzweifelt sie waren. Oder der Nebel hatte ihnen zugesetzt. Jetzt, da ich hier so stand, überkam mich ebenfalls eine leichte Beklemmung. Es war seltsam, wie gedämpft sämtliche Laute in der nächtlichen Stille wirkten.

»Ich glaube, wir haben tatsächlich jemanden gesehen. Leider waren wir schon vorbeigefahren, als wir registrierten, dass da jemand war«, erklärte Ben und nahm mich so in Schutz. »Und

dann haben wir Sie und Ihr Auto entdeckt und dachten uns, dass wir vielleicht anhalten sollten, also ...«

Er zuckte mit der Schulter, während ich vortrat und mir das liegen gebliebene Fahrzeug ansah. Ich konnte wegen der hochgeklappten Motorhaube und wegen des Nebels und der Dunkelheit nicht ins Wageninnere sehen, aber auf der Karosserie hatte sich Feuchtigkeit gesammelt, was mich auf den Gedanken brachte, dass sie schon seit einiger Zeit hier festsaßen.

Wieder überkam mich Mitleid. Es musste unheimlich gewesen sein, mitten in der Nacht und mutterseelenallein hier zu stehen. Vielleicht hatte Ben doch recht damit gehabt, dass wir anhalten sollten.

»Mädchen oder Junge?«, hörte ich mich fragen.

»Verzeihung?«

»Ihr Baby.«

Die Worte schienen in meinem Schädel widerzuhallen.

Klingt meine Stimme normal?, überlege ich. Oder hat sie mitbekommen, dass ich einen Kloß in der Kehle habe?

»Ach so. Ein Mädchen. Ihr Name ist Lila.«

Ich schluckte, war mir der surrenden und klickenden Laute in meinen Ohren mehr als bewusst, genau wie der Tatsache, dass Ben mich aufmerksam beobachtete.

Schon gut, du schaffst das.

Die Frau lehnte sich ein winziges Stück zurück, um nach dem Baby zu sehen, und einen flüchtigen Moment lang leuchtete ihr Gesicht auf.

»Wie alt ist sie?«, brachte ich mühsam heraus.

»Sechs Monate. Sie schläft zum Glück.«

Sechs Monate.

Ich bekam nur am Rande mit, wie Ben den Arm nach mir ausstreckte. Spürte den leichten Druck seiner Hand an meinem unteren Rücken.

»Vielleicht sollten Sie sie mit einer zweiten Decke zudecken, nicht dass sie sich verkühlt«, schlug ich vor.

Die Frau runzelte die Stirn, und sofort machte ich mir Gedanken, dass ich ihr vielleicht zu nahe getreten war.

»Abi ist ausgebildetes Kindermädchen«, sagte Ben zur Erklärung.

»Oh, ich bin mir sicher, dass Sie alles bestens im Griff haben«, sagte ich. »Ich wollte mich nicht einmischen.«

»Nicht doch, das ist sehr freundlich von Ihnen. Aber ich glaube tatsächlich ...«

Sie unterbrach sich, drehte sich blitzschnell um und starrte in den Nebel.

Jetzt hörte ich es auch. Da näherten sich Schritte.

Samstagvormittag

11:04 Uhr

Die acht Minuten, die Samantha darauf wartete, dass Paul endlich zurückkam, fühlten sich an wie acht Stunden.

Sie drehte sich auf dem Sitz nach hinten und sah zur Heckscheibe hinaus, versuchte sich auf Lila zu konzentrieren, im Hier und Jetzt zu sein und einfach nur zu atmen.

Aber die Panik lastete wie ein schweres Gewicht auf ihrer Brust, und als sie Paul endlich zur gläsernen Automattür des Hotels herausgestürmt kommen sah, die Wickeltasche über der Schulter, da wusste sie nicht, ob sie erleichtert sein oder noch mehr Angst bekommen sollte.

Denn wenn sie schon eine so simple Sache vermässelten, wie konnten sie dann ernsthaft denken, dass sie aus der ganzen Geschichte unversehrt herauskämen?

»Und, alles gut?«, fragte sie, nachdem er die hintere Tür geöffnet und die Tasche neben Lilas Babyschale abgestellt hatte. Dann nahm er vorn auf dem Beifahrersitz Platz.

»Ich denke schon.«

»Mit wem hast du gesprochen?«

»Mit dem Mädchen von vorhin. Sie hat mir einen Ersatzschlüssel gegeben. Meinte, das passiert andauernd.«

Nur dass sie beide wussten, dass das Unsinn war. So etwas durfte nicht passieren. Nicht in ihrer Situation.

4

Aus dem Nebel tauchte im Laufschrift der Mann mit der Taschenlampe auf und wurde langsamer. Mit erhobenem Kinn musterte er uns in der angespannten Stille.

»Da bist du ja«, sagte die Frau und lächelte uns verlegen zu.
»Mein verschollener Ehemann.«

Das Gesicht des Mannes lag zum Teil im Schatten, aber er sah aus wie Anfang bis Mitte vierzig. Vermutlich ein paar Jahre älter als seine Frau. Sein triefend nasser Regenmantel hing schlaff an ihm herab, und auch aus seinen Haaren tropfte die Nässe und rann ihm übers Gesicht. Die Designerbrille mit dem durchsichtigen Plastikgestell verlieh ihm etwas Skandinavisches.

Ich knetete nervös das Telefon in meiner Hand, während er näher kam und der Strahl seiner Taschenlampe über den nasen Boden glitt. Bens Schuhsohle schabte lautstark über den Asphalt, als er einen Schritt zurückwich.

»Dieses nette junge Paar hier hat angehalten, um sich zu erkundigen, ob wir Hilfe brauchen«, erklärte die Frau. »Sie meinten, sie sind möglicherweise an dir vorbeigefahren?«

Der Mann musterte uns wortlos. Dann warf er einen angespannten, forschenden Blick auf mein Auto. Jetzt erkannte ich, dass er gar keine Taschenlampe in der Hand hielt, sondern die App an seinem Handy benutzte.

»Wir sind uns nicht sicher«, sagte Ben. »Bei dem Nebel ist es schwer, irgendwas zu erkennen.«

Der Mann wandte sich Ben zu. Er fixierte ihn, sein Blick wurde hart, und es flackerte etwas Anklagendes in seinen Augen auf.

Weil er jetzt verlegen mit den Füßen scharrte und die Handflächen aneinanderrieb, entging mir nicht, wie unangenehm es Ben war, dass der andere ihn so unverhohlen anstarrte. Dabei schob er sich näher an mich heran. Schließlich löste der Mann den Blick von Ben und sah hinunter auf die Babyschale. Er wollte nach dem Tragegriff greifen, doch die Frau zog die Schale weg.

»Uns geht's gut«, erklärte sie. »Lila schläft zum Glück noch. Bist du gestürzt?«

Sie deutete mit dem Kinn auf den dunklen, grasigen Fleck an seinem Regenmantel, der im Schein des Taschenlampenstrahls zu erkennen war.

»So ähnlich«, nuschelte der Mann undeutlich. Langsam wanderte sein Blick von ihr zu Ben. Er war für sich offenbar zu dem Schluss gelangt, dass Ben am Steuer gesessen hatte und es somit seine Schuld war, dass er in der Hecke gelandet war.

»Ich sagte gerade, dass um diese Uhrzeit wahrscheinlich kein Taxi vorbeikommen und uns retten wird«, sagte die Frau.

Ich rieb meinen Oberarm und brachte ein verlegenes Lächeln zustande, sagte jedoch nichts. Ich war mir nicht sicher, wie ich darauf kam, aber irgendetwas an den beiden gemahnte mich zur Vorsicht. Ich spürte, wie sich mir die feinen Härchen im Nacken aufrichteten, und ein Prickeln breitete sich über meine Kopfhaut aus.

Natürlich war mir bewusst, dass es auch nur an mir liegen konnte. Von selbstbewussten, gut situierten Leuten, zumal wenn sie älter waren als ich, hatte ich mich immer schon leicht einschüchtern lassen. Mein Job hatte das nicht unbedingt besser gemacht. Sämtliche Familien, für die ich bislang als Kinder-

mädchen gearbeitet hatte, waren reich und extrem fordernd. Ich fand es schrecklich, wie schnell ich in meine unterwürfige Rolle verfiel.

»Bei wie vielen Taxiunternehmen haben Sie es denn versucht?«, wagte ich zu fragen. Ich entspernte mein Telefon und öffnete den Internetbrowser.

»Bei allen.« Der Mann richtete sich auf, und als würde er erst jetzt auf mich aufmerksam werden, wandte er sich mir zu. »Sowohl bei den örtlichen als auch bei den etwas weiter entfernten. Deshalb habe ich ja versucht, Sie zum Anhalten zu bringen.«

»Ach, haben Sie das?«, fragte Ben in gespielter Unschuld.

Der Mann achtete nicht auf ihn, sondern behielt weiter mich im Auge. Auf seinen Brillengläsern sammelte sich Feuchtigkeit, dennoch konnte ich mich seinem durchdringenden Blick nicht entziehen.

»Na, jetzt haben wir ja angehalten.« Ich breitete verlegen die Hände aus. Die Situation war mir schrecklich unangenehm. »Aber was man von Ihrer Frau so hört, klingt es nicht, als könnten wir viel tun. Ich schätze also, uns bleibt nichts anderes übrig, als ...«

»Sie könnten uns mitnehmen«, unterbrach er mich.

Ein Augenblick angespannten Schweigens. Seine Worte hingen drohend zwischen uns in der Luft.

»Oh, würden Sie das denn tun?«, kam es hoffnungsvoll von der Frau. »Das wäre uns eine große Hilfe.«

»Nun, eigentlich haben wir es ziemlich eilig ...«, setzte ich an.

»Um diese Uhrzeit?«

»Ja.«

»Und warum haben Sie dann angehalten?«

Ich zögerte, unsicher, wie ich auf diese Frage reagieren sollte. Es war offensichtlich, dass sie meinen Schwindel durch-

schaut hatten. Ich nahm mir diese Ausrede ja noch nicht mal selbst ab.

»Hat sie Ihnen ihre Hand gezeigt?«, fragte der Mann und richtete den Handystrahl auf seine Frau.

Deren Miene wirkte peinlich berührt, dann aber schüttelte und streckte sie den Arm, mit dem sie die Babyschale hielt, bis ihre Hand aus dem Ärmel ihres Mantels auftauchte. Als sie sie im Lichtschein hin und her drehte, erkannte ich, dass sie um die Innenfläche und den Handrücken herum einen blutbefleckten Verband trug. An ihren Fingern und am Ärmelsaum des Mantels waren ebenfalls dunkle Flecken zu sehen.

»Beim Öffnen der Motorhaube habe ich mich am Blech geschnitten«, erklärte sie mit einem kraftlosen Lachen. »Keine Ahnung, wie wir überhaupt auf die Idee gekommen sind, uns den Motor anzusehen. Vermutlich pure Verzweiflung.«

»Die Sache ist die.« Der Mann trat einen Schritt näher und fixierte mich mit einem eindringlichen Blick. Ich sah, wie sein Adamsapfel nach unten wanderte, als er schluckte. »Meine Frau ist verletzt, und wir brauchen Hilfe. Wir wären Ihnen deshalb überaus dankbar, wenn Sie uns bis zum nächsten Krankenhaus mitnehmen könnten.«

Ich wollte nicht Ja sagen.

Ich *konnte* nicht Ja sagen.

Aber ich war mir auch darüber im Klaren, dass das, worum sie uns baten, ihnen im Grunde zustand. Sie waren bei Eiseskälte und im dichten Nebel mit ihrem Baby mitten im Nirgendwo gestrandet. Klar brauchten sie Hilfe, doch wegen der Wunde an der Hand der Frau einen Krankenwagen zu rufen, wäre unverhältnismäßig gewesen.

»Unser Kofferraum ist nicht besonders groß«, versuchte ich mich rauszuwinden und deutete mit dem Kinn auf den Kombi, der im Vergleich zu meinem Auto sehr geräumig wirkte. Ich

vermied angestrengt jeden Blickkontakt mit Ben. »Wir haben leider keinen Platz mehr für Gepäck, tut mir sehr leid.«

»Das ist kein Problem«, entgegnete der Mann. »Wir nehmen einfach nur einen Koffer mit und das, was wir fürs Baby brauchen.«

»Bitte«, fügte seine Frau in flehendem Tonfall hinzu.

Jetzt sah ich doch zu Ben und drängte ihn stillschweigend, mir zu helfen und sich eine plausible Ausrede einfallen zu lassen. Doch statt meinen Blick zu erwidern, nickte er nur.

»Ja klar«, sagte er. »Können wir machen. Stimmt's, Abi?«

Samstagvormittag

11:28 Uhr

Auf der Autobahn herrschte kaum Verkehr, die Wintersonne schien nur schwach und stand tief am Horizont. Samantha konnte hören, wie Lila hinter ihnen auf der Rückbank munter vor sich hin brabbelte und die Seiten eines wattierten Buches umknickte. Unter normalen Umständen hätte es eine nette Fahrt werden können.

Nur dass Paul dauernd nervös in den Rückspiegel und den Seitenspiegel sah und den Tacho überprüfte, damit sie nicht unnötig Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Bei jedem Fahrzeug, das überholte, warf er misstrauische Blicke auf die Insassen.

Samantha hatte selbst immer wieder in den Seitenspiegel auf ihrer Seite gesehen. Eine Angewohnheit – oder sollte man besser Aberglaube sagen? –, die sie nicht so leicht ablegen konnte.

Stöhnend hob sie die Hand und massierte sich den verspannten Nacken. Ein stechender Schmerz fuhr ihr glühend heiß ins Schulterblatt hinein und bis hinauf in ihre Kopfhaut.

»Das Hotelkissen?«, fragte Paul.

»Mhm.«

Sie hatten das Hotelzimmer in bar bezahlt, genauso wie das Essen vom Take-away gestern Abend. Bei der Autovermietung hatten sie dummerweise eine Kreditkarte angeben müssen, aber Paul hatte sich einen kleinen örtlichen Autoverleih gesucht, wo man ihnen auf die Schnelle nicht so leicht auf die Spur kommen würde.

Der Mercedes war das letzte verfügbare Fahrzeug gewesen. Oder zumindest hatte Paul das behauptet. Insgeheim hatte Samantha diesbezüglich durchaus begründete Zweifel, die wie winzige Bläschen des Unbehagens in ihrem Magen rumorten, genau wie im letzten Jahr, als er sie zu ihrem Geburtstag mit diesem Lexus überrascht hatte.

Wie würde das aussehen, wenn sie bei ihren Eltern in diesem Mercedes vorfahren? Völlig daneben.

»Wir werden zu früh da sein.«

»Besser als zu spät.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob das eine so gute Idee wäre.«

Paul ließ ihren Einwand achtlos an sich abprallen.

»Ich dachte mir ...«

»Ja?«

Sie wagte einen Vorstoß. »Ich dachte, wir könnten vielleicht irgendwo an den Strand gehen?«

»An den Strand«, wiederholte er mit tonloser Stimme.

»Lila zuliebe.«

Und um sich ein wenig Normalität vorzugaukeln. Obwohl sie beide nur zu gut wüssten, dass alles nur Show wäre. Obwohl ihnen beiden klar wäre, dass es nur von kurzer Dauer sein würde.

Eigentlich hätte es ihr nicht so schwerfallen dürfen, diesen Vorschlag zu äußern, aber ihr schnürte es buchstäblich die Kehle zu.

»In Ordnung.« Paul wirkte besorgt. Er starrte angestrengt auf die Autobahn vor ihnen. »Dann machen wir an einem Strand halt.«

5

Als die beiden zu ihrem Wagen gingen, um ihre Sachen zu holen, zog ich Ben beiseite. Ich kehrte ihnen bewusst den Rücken zu und sprach mit leiser Stimme, sodass sie mich nicht hören konnten.

»Bist du verrückt?«

»Was hätte ich denn machen sollen?«

»Alles, nur nicht das.«

Ben rückte ein Stück von mir ab und runzelte die Stirn, als würde ich komplett überreagieren. Was mich natürlich nur noch mehr in Rage versetzte.

Sich bei diesem grässlichen Nebel zu verfahren, war das eine, aber die Vorstellung, Wildfremde mitzunehmen, und dann auch noch ein Baby ...

Ein mulmiges Gefühl machte sich in mir breit. Mir war übel.

»Vertraust du mir nicht?«, fragte Ben.

»Was erwartest du? Du hast gerade vorgeschlagen, zwei völlig Fremde mitzunehmen!«

Er zog eine Grimasse und warf einen verstohlenen Blick zu dem Paar. Der Mann hatte bereits einen Koffer aus dem Kofferraum geholt und öffnete jetzt eine der Hintertüren. Er beugte sich ins Wageninnere, bewegte sich ruckartig vor und zurück, während er offenbar mit der Basis der Babyschale kämpfte. Die Frau war einen Schritt zurückgetreten, damit er genügend Bewegungsspielraum hatte. Auf dem Boden neben ihr stand eine riesige Wickeltasche von einer exklusiven Marke.

»Die beiden sind einfach nur ein gut situiertes Paar mit Baby. Ist ja nicht so, als hätte ich zwei entflohenen Straftätern eine Mitfahrgelegenheit angeboten.«

»Aber wir kennen sie nicht.«

»Und was schlägst du vor? Willst du diejenige sein, die ihnen mitteilt, dass wir sie völlig auf sich allein gestellt hier zurücklassen müssen? Es ist scheißkalt. Ich sehe kaum die Hand vor Augen, und außer uns ist bislang niemand vorbeigekommen. Stell dir vor, uns wäre das passiert.«

Ich verschränkte trotzig die Arme vor dem Bauch, starrte in die Finsternis und blinzelte die Tränen zurück.

Stell dir vor, uns wäre das passiert.

Stell es dir einfach vor.

»Ich wollte eigentlich mit dir reden«, sagte ich und rang um Fassung.

»Dann lass uns reden.«

»Aber nicht jetzt.«

»Dann eben hinterher, in Ordnung?« Er berührte mich sanft am Oberarm. »Wir müssen sie ja nicht weit mitnehmen. In Bodmin gibt es ein Krankenhaus. Bis dahin sind es maximal zwanzig Minuten.«

Wieder spähte ich verstohlen zu den beiden Fremden. Ich spürte, wie eine frostige Kälte durch meine Eingeweide sickerte, und begann am ganzen Leib zu zittern. Der Mann kämpfte immer noch mit der Halterung der Babyschale, die er offenbar nicht freibekam. Ich hörte ihn lautstark fluchen.

»Brauchen Sie Hilfe?«, rief Ben ihm zu.

»Nein, vielen Dank.« Die Frau rang sich ein Lächeln ab. Ihre Reaktion verriet mir, dass sie ihren Mann nur zu gut kannte. Er würde nur noch gereizter reagieren, wenn Ben sich einmischte.

Ich sah zu der Babyschale hin, die sie am Arm trug. Es war beinahe so, als würde ich das Gewicht selbst spüren. Plötzlich

schien der Nebel um mich herum um mehrere Grad abzukühlen. Warum mussten sie ausgerechnet ein Baby dabei haben? Was, wenn die Kleine bei uns im Wagen aufwachte?

»Du weißt genau, warum die Situation nicht ganz einfach für mich ist«, sagte ich zu Ben.

Für einen Sekundenbruchteil begegnete er meinem Blick, konnte ihm aber nicht standhalten, was es in gewisser Weise noch schlimmer machte.

Das Problem war: Vor etwas weniger als sechs Monaten hatte ich eine Fehlgeburt erlitten. Bereits die zweite. Wir versuchten schon so lange, ein Kind zu bekommen. Von einem relativ frühen Zeitpunkt unserer Beziehung an hatten wir uns darauf gefreut, eine Familie zu gründen. Nach der ersten Fehlgeburt hatte ich mich rasch wieder gefangen und mich bemüht, stark zu bleiben. Der Verlust tat weh, aber so was passierte eben, redete ich mir gut zu. Nach der zweiten Fehlgeburt allerdings riss es mir komplett den Boden unter den Füßen weg. Ich sah mich nicht mehr imstande, weiter meiner Arbeit für die Agentur nachzugehen und mich um die Kinder anderer Leute zu kümmern, schon gar nicht, wenn die zu betreuenden Kinder sehr klein waren. Zumindest vorerst konnte ich das nicht. Vielleicht aber auch nie wieder. So genau ließ sich das nicht sagen.

»Ich verstehe dich, okay?« Ben legte mir den Arm um die Schultern und zog mich an seine Brust. So hielt er mich eine Weile fest. »Aber wir müssen versuchen, das irgendwie hinter uns zu lassen. Und zwar wir beide gemeinsam.«

Gemeinsam.

Ich musste mich wirklich zusammenreißen, um ihn nicht von mir wegzustoßen.

Hörte er sich eigentlich selbst reden? Glaubte er ernsthaft, ich wüsste nicht, dass er sich komplett in seine Arbeit stürzte, während ich selbst jeglichen Halt verloren hatte?

Ich musste an die vielen Extraschichten denken, die er in letzter Zeit eingelegt hatte, die vielen Male, wo ich ihn dringend gebraucht hätte, er aber nicht für mich da gewesen war, die vielen Augenblicke, wo ich fast durchdrehte und auf seinem Handy anrief, nur damit er meine Anrufe wegdrückte und mir später erzählte, er sei in einem Meeting oder einer Telefonkonferenz gewesen. Oder wenn er so tat, als wäre nichts gewesen, wenn er später heimkam, in das kleine Apartment, das wir uns teilten.

Mir war natürlich bewusst, dass Ben genauso litt wie ich. Und ich begriff auch, dass ihn das, was passiert war, ängstigte und in Bezug auf unsere Zukunft verunsicherte. Aber das machte es für mich nicht weniger schmerzhaft.

»Ich will dieses Baby nicht sehen«, presste ich im Flüsterton hervor. Meine Kehle fühlte sich heiß und eng an.

»Abi ...«

»Ich meine es ernst, Ben.« Unwirsch schüttelte ich seine Hand ab und trat einen Schritt von ihm weg. »Ich ... ich kann das einfach nicht. Ich werde im Auto warten.«

Damit umrundete ich den Wagen, setzte mich auf den Fahrersitz und legte den Sicherheitsgurt an. Dann steckte ich mein Handy zurück in meine Handtasche und klaubte ein wenig Papiermüll auf, der auf dem Armaturenbrett lag. Ich stopfte alles in das Fach meiner Tür und starrte durch die Windschutzscheibe hinaus in den unbewegten grauen Dunst. In meinem Auto sah es wirklich schlimm aus. *In mir* sah es schlimm aus. Als Ben nach einigen Minuten des Wartens die Beifahrertür aufzog, den Kopf zu mir reinsteckte und mich ansah, zitterte ich immer noch.

»Sie kommen«, raunte er mir zu, setzte sich neben mich und griff nach meiner Hand. »Ich verspreche dir, das wird schon.«

Ich warf einen bangen Blick in den Seitenspiegel. Der Mann sperrte gerade den Mercedes ab. Ben drückte aufmunternd meine Hand, und ich drückte kraftlos zurück.

Der Mann öffnete unseren Kofferraum, hob den Koffer hinein und schlug den Deckel wieder zu. Dann zog er die hintere Tür auf meiner Seite auf.

»Ist es okay, wenn ich Lilas Babyschale in der Mitte festschnalle?«, fragte er.

»Wenn das geht«, sagte Ben mit Zweifel in der Stimme. »Die Rückbank ist ein wenig eng. Vielleicht wäre es besser an der Seite? Ich gebe derweil das Krankenhaus in Bodmin als neues Ziel in unser Navi ein.«

Ich kniff die Augen zu und versuchte, so zu tun, als wäre ich nicht anwesend, während Ben auf dem Display herumtippte und der Mann die Babyschale auf die Rückbank hob. Er zog den mittleren Gurt heraus und schnallte sie dort fest. Das Klicken der Schnalle ging mir durch Mark und Bein. Ich konnte den schwindelerregenden Duft nach Babyshampoo und Puder riechen.

Als ich die Augen wieder aufschlug und mich leicht nach hinten wandte, um einen raschen Blick über die Schulter zu werfen, sah ich, dass er die Babyschale leicht seitlich gedreht hatte und das Baby entgegen der Fahrtrichtung saß. Das Verdeck war immer noch hochgeklappt. Außerdem war ein Muschelintuch darübergebreitet, das seitlich herabhing. Immerhin. Vielleicht konnte ich im Dunkeln so tun, als würde das alles gar nicht wirklich passieren. Vielleicht würde ich gar nicht darüber nachdenken müssen, wie es sich anfühlen würde, wenn das unser Baby wäre, das da hinten festgeschnallt war.

»Bin gleich so weit«, sagte die Frau. Sie zupfte an ihrem Mantel herum und setzte sich hinter Ben auf die Rückbank, gefolgt von dem Mann, der sich auf den Platz hinter mir quetschte. Seine Knie drückten von hinten gegen meine Lehne.

Er bückte sich und stopfte die Wickeltasche in den Fußraum in der Mitte zwischen ihnen, dann schlugen sie mit zwei auf-